

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1910

233 (13.10.1910) 2. Blatt

Der dritte Kolonialkongress.

Die Hallen des Reichstages haben sich wieder ge-
leert und die sehr „gemüthliche“ Gesellschaft ist in die
verschiedenen deutschen Säulen zurückgekehrt. Wohl
seltener sieht der Reichstag eine so vielseitig zu-
sammengesetzte Versammlung wie auf dem letzten
Kolonialkongress, der 1902 und 1905 seine Vor-
läufer hatte. An der Spitze steht der Regent von
Bavaria, ein deutscher Fürst, der hohes Ver-
dienst für die Wünsche des Volkes zeigt und sich
großes Verdienst um den Kongress erworben hat.
Neben dem Fürsten sah man alle deutschen Stämme
und alle deutschen Städte; auch die Frauen fehlten
nicht. Kolonialbeamte, Kolonialgelehrte und Kolo-
nialpolitiker stellten ein erhebliches Kontingent; die
Werte marschirten in großen Reihen auf. Selbst-
verständlich waren die Missionen sehr zahlreich ver-
treten und auch Weltgelehrte besuchten den Kon-
gress. Doch dürfen wir sagen, daß mehr Katholiken
als Mitglieder erwünscht gewesen wären; es war
am 1910 weit besser als 1905 (erstmalig waren
eine Anzahl katholischer Theologieprofessoren an-
wesend), aber bei der Bedeutung des Kongresses für
die Missionen und für das deutsche Volk hätten wir
noch mehr Besucher stellen können.

Der Kongress ließ recht klar erkennen, welche
großen Fortschritt das deutsche Volk in der Kolonial-
politik gemacht hat. Es hat in 25 Jahren kolonial-
politische Entwicklung eine größere Strecke zurück-
gelegt als andere Nationen in 50 und 100 Jahren.
Wir marschieren rasch und jetzt auch zielbewußt.
Von einigen Ausnahmen abgesehen, waren sämtliche
63 Vorträge recht sachlich gehalten und auch die Dis-
kussion bewegte sich im allgemeinen in diesen
Bahnen; es sind uns nur zwei grobe Entgleisungen
bekannt geworden. Aber eins möchten wir schon
heute sagen: Der nächste Kolonialkongress soll sich
auf die Weisheit in der Beschränkung zeigen. Es wurde
zu viel geboten und zu viel Materie behandelt. Als
zu viel verfehlt halten wir es auch, wenn die Dis-
kussion auf 5 Minuten beschränkt wird; da sprechen
3, 4, in einer Sektion drei Referenten insgeheim
2, 3 Stunden; um 5 Uhr begann dann die Dis-
kussion, zu der sich 12 Redner gemeldet hatten. Es
ist ein Ding der Unmöglichkeit, nun in 5 Minuten
seine Ansicht zum Ausdruck zu bringen; man konnte
nur Kapitelüberschriften liefern; dann hat der
Referent das Oberwörter und die Versammlung
selbst wird zu Statuten herabgewürdigt. Wenn
künftig in einer Sektion nur zwei Gegenstände be-
handelt und diese dann gründlich durchbesprochen
werden, ist es besser, als wenn man zehn tief-
greifende Fragen im Galopp durchläuft. Für den
nächsten Kongress wünschen wir eine solche Minder-
zung, zumal die stille Arbeit der Sektionen sich als
recht fruchtbar erweisen kann.

Wenn man aus der Menge der erörterten Fragen
die gesamte Kolonialpolitik wurde besprochen —
nur einiges herausgreift, so soll gezeigt werden,
was im Vordergrund des Interesses stand. Der
Kongress hat die Kolonialpolitik als die wichtigste
Thema, das in allen Variationen wieder-
kehrte und das schließlich in eine Resolution geleitet
wurde, der wir zustimmen. Denn allseitig wurde
die Christianisierung der Völker gefordert; selbst
der gute Stenier und kleine Säwörmer für den
Islam, Professor Beder-Sambura, stellte schließlich
die Befähigung des Mohammedanismus in den
Vordergrund. Vertreter der Ausrottungspolitik
kamen kaum zu Worte und wurden sofort widerlegt.
Man will sich der Eingeborenen annehmen und sie
erziehen. Auch in der Rechtssektion herrschte diese
Vorstellung vor. Dringend zu wünschen wäre, daß
mehr Missionäre in die Rechtssektion gehen würden,
um den Juristen mit ihrer praktischen Erfahrung
zur Seite stehen zu können. Allgemein wurde die
Schaffung eines selbständigen Kolonialrechtes ge-

fordert und zunächst eine koloniale Gerichtsver-
fassung.

In der Siedlungsfrage vollzog der Kon-
gress eine kleine Wandlung: man will sich künftig
mehr dieser Frage annehmen und darum wurde
auch eine Reihe von Fragen behandelt, die nur die
Weisen in den Schutzgebieten angehen. Für Süd-
westafrika forderte der Kongress mit allem Nachdruck
eine staatliche Bodenkreditanstalt. Die Regelung der
bergrechtlichen Verhältnisse und der Diamanten-
Erzbergergeforderte. Nur drei Vertreter der interes-
sierten deutschen Kolonialgesellschaft suchten für ihre
Gruppe einzutreten, aber sie kamen nicht auf. Diese
Stellungnahme des Kongresses ist sehr bedenklich.
Auch die deutschen Frauen erhielten in einer Sektion
sehr interessante Anregungen; hier ist noch ein
großes Gebiet zu besprechen.

Schließlich noch ein Wort zu der Gruppe der
Kapitalisten; es läßt sich nicht leugnen, daß
viele Besucher nur darum kamen, um ihre Geld-
interessen zu vertreten. Aber das ist kein Vorwurf;
denn die Kolonialpolitik soll auch von wirtschaft-
lichen Gründen getragen sein. Es herrscht hier viel
Hoffnungsfreudigkeit und Optimismus. Das
Interesse des Kapitals ist gewandt und bleibt da.
Es ist aber Aufgabe der führenden Leute, dieses
Interesse in gute Bahnen zu lenken und es nicht
abflauen zu lassen. Manche Zeitungen haben be-
dauert, daß während der vier Tage des Kongresses
der Name Dornburg nicht gefallen ist; auf dem Kon-
gress hat man durch Schwiegen sein Urteil abgegeben
und es ist nicht unbedeutend.

Was zu der 3. Kolonialkongress ein Markstein in
der Geschichte unserer Kolonialpolitik werden und
nächstens insbesondere seine Resolutionen bald zur
Tat werden.

Zur Revolution in Portugal.

Die Revolution zeigt ihr wahres Gesicht, das
der Mörder und Tyrannen an der „Freiheit“. Der
offizielle Draht liegt und betriegt seit Wochen mit
seinen Berichten in den Tönen der Ruhe und der
Moralität, die im neuen portugiesischen Staat
herrsche. Die Revolution ist doch zu unruhig gewesen,
als daß sie das Gesicht hätte haben können, das ihre
Macher ihr zuschrieben. Sie fällt nicht besser, nicht
unbistiger und gerechter aus, als die bereits der
Geschichte angebotenen. Die moral- und humani-
tätstriebsenden Proklamationen Theophil Azevedo
haben den Zweck verfolgt, die Zeitungspalten zu
füllen, die mit der Wahrheit, d. h. den Absichten
und Taten der Regierung, und den Berichten von
den tatsächlichen Vorgehensweisen des Umsturzes
nicht bedient werden durften. Mit Verrat begonnen,
endet die Revolution im Blut der Gegner und im
Raub fremden Gutes.

Die großen Worte von der Respektierung der
Freiheit, des Lebens und Eigentums haben als
Egoismus die Vertreibung der Orden binnen
24 Stunden, zweitens den Mord von Ordensleuten
und katholischer, nationalität-monarchischer Re-
dakturen.

Die Wirklichkeit bietet nach den jetzt reichlich
fließenden Privatmeldungen ein geradezu grau-
haftes Bild. Der Pöbel hat sich der empfindlichsten
Menschen und Grausamkeiten gegen Geistliche schul-
dig gemacht, Mönche und geistliche Anwälte ge-
plündert und gebrandschäft und seine Hände viel-
fach mit dem Blute der unschuldigen Opfer befecht.
Die sogenannte „Regierung“ war und ist diesem
Treiben gegenüber machtlos, da auch die entsefelte
Soldateska sich an den Mordverbrechen und dem
Blünderwerk mitbeteiligt.

Warum diese kurze Frist für den Auszug der
Ordensleute? — Damit es ihnen unmöglich ist,
ihren Besitz flüchtig zu machen. Die Mönche und

Nonnen sollen nur mit dem nackten Leben fortziehen.
Aber auch dieses läßt man ihnen nicht. Die Nach-
richten von Verhaftungen von Ordensmitgliedern
mehren sich. Das Luzerner „Vaterland“ ist in der
Lage, unbeeinflusste Privatberichte zu bringen.
Unsere eigenen offiziellen Meldungen sind leider
durchaus unzuverlässig und tendenziös.

Beim Sturm des Pöbels auf das Erziehungs-
kolleg, Campolito wurden 11 Patres barbarisch
getötet und deren Leichnam zum Teil durch die
Fenster auf die Straße geworfen. Das Jakobiner-
tum in Portugal hat durch diese schandvolle Tat
sich selbst gekennzeichnet. Im Ganzen weilten
32 Patres im Kolleg.

Auch der Direktor des katholischen Blattes „Liber-
tad“ wurde erschossen. (Vergleiche dazu die Dar-
stellung des Mordes weiter unten.)

Viele Ordensleute wurden, obwohl sie mit den
jetzigen Umtrieben sich in keiner Weise befaßten,
eingesperrt; ebenso viele Pfarrer.

Sogar ein harmloses Frauenkloster wurde über-
fallen. Nachts (!) drang bewaffneter Pöbel in das
Kloster Arenas ein, wo etwa 150 Schwestern sich
befanden. Im Innern wurden viele Nonnen ver-
wundet und ins Krankenhaus verbracht. Die übrigen
wurden gewaltam — in Wagen fortgeführt,
das Kloster von Militär besetzt. Das Schicksal der
in die Hände solchen Gefindels gefallenen wehrlosen
Frauen kann nur die höchste Beforgnis einflößen.

Das Verlangen, daß sämtliche Klöster binnen
24 Stunden geräumt werden, ist ein derart brutales,
daß es den Flammenden Protest aller
Freunde des Rechtes, der Zivilisation und Humanität
herausfordert muß. Von der physischen Unmög-
lichkeit, ein solches Verlangen innerhalb so kurzer
Frist angemessen zu erfüllen, ganz abgesehen, ist
es eine unerhörte graumächtige, eine lächerliche
Hinterlist, die den fanatischen Haß offenbart, der
diese neuen „Propheten der Freiheit“ gegen alles,
was an Kirche und Religion erinnert, erfüllt.

Der furcht- und klosterfeindliche Geist feiert
gegenwärtig Orgien, wenigstens in den größeren
Städten. Priester, katholische Redakteure sind ihres
Lebens nicht sicher. Jesuiten und andere Ordens-
mitglieder fremder Staatszugehörigkeit haben das
Land sofort zu verlassen, innerhalb 24 Stunden.
Die portugiesischen Mönche, welche die Säkularisie-
rung — den unerbittlichen Einzug säkularischen Ver-
mögens durch den Staat — annehmen, können
(mittellos!) zu ihren Familien zurückkehren (wie
gnädig!), die anderen dagegen haben Portugal eben-
falls zu verlassen. Der „freibeitliche“ Sinn der
portugiesischen Jakobiner tritt uns hier in bengali-
scher Beleuchtung entgegen! —

Es ist nicht angängig, mit dem Korrespondenten
des „Standard“ die Regierung gegenüber den
Schandtatzen herauszufahren, als sei sie unverant-
wortlich dafür, oder als sei sie machtlos, weil die
Soldateska mitmacht. Wer gab der „provisorischen“
Regierung das Recht, die Ordensausweisung vor-
zunehmen? Sie hat kein anderes Recht und keine
Aufgabe, als die Ordnung aufrecht zu erhalten, die
laufenden Staatsgeschäfte zu führen, und das
Parlament so schnell wie möglich einzuberufen und
dort Rechenschaft über die Maßnahmen während des
Umsturzes abzulegen. Aber sie hat kein Recht,
Missetaten und noch dazu solche brutale im Namen
der Freiheit zu treffen, die in die Grundgesetze und
Zustände des Staates so tief eingreifen, wie die
Aufhebung der Orden und die „Säkularisation“
des Klostergutes. Volk und ganz ist sie für die
Schandtatzen vor der Welt verantwortlich, denn durch
die Aufhebung in den Tagen, wo die Ordnung
schwankt, alles abhängt vom Vermeiden jeglicher
Erregung, da hat sie dem Mord, der nichts zu ver-
lieren, alles zu gewinnen hat, ein willkommenes
Heute für die niedrigen Intimitte der Volks-

leidenschaften vorgeworfen in den wehrlosen Nonnen
und Mönchen, den gold- und silberreichen Labet-
nadeln und den Kult-Gewändern.

Sie hat es mit voller Absicht getan, denn erstens
müßte die Ordensausweisung dem Programm ge-
mäß strikt- und prompt durchgeführt sein, ehe das
katholische Volk nach Konsolidierung der Ordnung
sie in der Kammer schützte gegen die freimaurerische
Minderheit. Und wer führt eine Ordensausweisung
und „Säkularisation“ befanntermaßen prompter
durch als der rohe und beutellüsternde Mord und die
Soldateska? Zweitens war der Ordensrummel
nützlich für die provisorische Regierung, um sie in
Gnast und Geltung beim Mord zu erhalten, ihre
Herrschaft zu verlängern und die Augen der Defekt-
lichkeit von den Taten abulenken, die vom Kri-
stomer National aus Großorient von Portugal und
Paris führen, und von den weiteren Program-
punkten des lichtschönen Raubfluchs der inter-
nationalen ...

Wir entnehmen dem „Lokalanzeiger“, der gewiß
keiner Parteinahme für die Geistlichkeit und die
katholische Kirche von gemäßigter Seite wird be-
schäftigt werden können, folgende in dieser Hinsicht
sehr bezeichnenden, aus Lissabon vom 9. d. M. da-
tierten Mitteilungen:

Am Freitag abend begann die durch das Secum-
lungern in den Straßen erfolgte Demoralisation der
Truppe Folgen zu zeigen, welche betrauten, daß hier wohl
doch noch Katastrophen zu erwarten sind. Eine
Soldateska bemächtigt sich niemals der Gewalt, ohne
schließlich Lohn an Beute und Opfern zu fordern. Hier
wurden Priester als Opfer auserlesen. Sie erhielten
Freitag Befehl, auf das Signal von drei Kanonenschüssen
ihre Klöster zu verlassen. Als auf dieses Signal um
8 Uhr abends die Mönche und Nonnen in den Klöstern
verließen, begann zunächst in den Straßen eine Jagd
auf die Geistlichen. Verhaftet wurde mit ihnen auch ein
amerikanischer Korrespondent, dessen Glabe unter dem
Namen einer Konjur glück. Die arretierten Geistlichen wur-
den unter Mißhandlungen und Hohnrufen nach dem
Artenal geschleppt. Gleichzeitig sammelte sich der Pöbel
auf dem Jesuitenkollegium. Nicht, wie die von den Re-
publikanen verbreitete Presse behauptet, der Jesuit,
sondern der Pöbel war es, der mit einem Steinhaapel
auf die Fenster den Kampf begann. Erst als der Jagd-
haapel an die Tore zu hämmern begann, leichten sich die
Priester zur Wehr. Nun behrte der Pöbel die ringsum
verformelte Soldateska zum Angriff auf. Er begann
mit einer Pistole, deren Spuren im Mauerwerk noch
mit den Spuren vieler hundert Geschosse, namentlich um
die Fenster, zu sehen ist. In unterirdischen Gängen
halten die Mönche jetzt sich verborgen, und man ver-
sichert durch Mauth zu erkunden. Solche Ordensbrüder, deren
man sich bemächtigen konnte, wurden heute teilweise
nordwärts befeuert nach dem Arsenal als Gefangene
geführt. In Wagen hatte man die weinenden Nonnen
verladen. 400 werden ins Ungewisse über die Grenze
spediert. Munizipalgarbischen haben sich in Gemeinschaft
mit den Jesuiten in die unterirdischen Gänge der Klöster
geflüchtet, die mit den schändlichen Kanalkanalisations-
arbeiten versehen. Sie bemühen sich durch die
Kanalkanalisationsgänge zu retten. Priester und
Garbischen werden, wenn sie sich auf der Straße blicken
lassen, häufig für den Mord ergriffen und zur Mache
geschleppt.

Die Missetäter versichern ihre Unschuld am Mord
wie der Plünderung und behaupten, die Jesuiten hätten
den Kampf mit den Bomben begonnen. Bomben sind in
den Klöstern nirgends gefunden worden. Die Zeugen
verschiedenster Nationalität bezeugen, daß der Pöbel den
Kampf begann. Um die Klöster herum werden augen-
blicklich Soldaten und goldgekleidete Priestergepärd
vom Pöbel festgehalten; Mörder, viele Zahnhunde art
und von unschätzbarem Werte, werden beschlagnahmt und
verschleubert.

Eine Szene aus diesem Kulturkampf schildert der
Vertreter des englischen „Daily Express“ in Lissabon
mit folgenden Worten:

„Man sah betrunkene Republikaner auf den Altären,
die Marcellaise singend, während andere, mit Äxten,
Messern und Dolchen bewaffnet, in die Klöster und
Kirchen eindringen und plündern und zerstören, was

Ein verlorenen Prozeß.

Von David Cecconi.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen
von Linda Lindner.

„Ah, ah!“ fuhr der Advokat fort, indem er sich
bemühte, seiner Stimme einen möglichst jactantischen
Ton zu geben, „das Herrchen erlaubt sich also, Dir
Briete zu schreiben, was? In der Tat, was geht
das den Papa an? Fiktwahr, das muß man sagen,
das Herrchen ist sehr frei, wirklich sehr frei, mein
Ehrenwort! Aber wenn es glaubt, mich durch seine
Ungehörigkeit für sich zu gewinnen, verliere ich
sich, daß es sich getraut hat, wirklich getraut!
Aber, wenn es anzuftangen, wirst Du sofort die Güte
haben, mir seine Briete zu übergeben.“

„Es ist nur ein einziger“, jagte Orietta.
„Nicht nichts, gib ihn mir!“

„Ja, Vater. Aber zuerst mußt Du mir einen Ge-
fallen erweisen.“

„Was denn?“

„Du mußt mir erlauben, ihn Dir vorzulesen.
Dann werde ich ihn Dir geben.“

„Und warum?“

„So ...“

Der Advokat stieß einen Seufzer aus, dann jagte
er: „Gut, laß hören.“

Orietta stand auf und näherte sich dem Fenster.
Sie zog einen Umschlag aus der Tasche, entnahm
ihm das Blatt und begann zu lesen.

Die Abendstatten, die das Zimmer erfüllten
und alles einhüllten, lösteten ihr Mut ein. Eine
melancholische Grille zirpte leise im Garten.

Der Brief war romantisch angehaucht, er enthielt
viel Melancholie und Mondheime. Die Sätze der
Einleitung klangen süß, harmonisch, wie die Töne
einer Flöte, wie der Klang einer fernen Laute.

Schon bei den ersten Worten begann der Advokat
den Kopf zu schütteln. Bei einer Stelle rief er aus:
„Boelle! Hirngepinnke!“

Orietta las weiter. Nun wurde das Entstehen

der Liebe, ihr Wachsen, ihre Leidenschaft erzählt.
Es war das Verzeihen eines Mannes, der den Ab-
stand zwischen sich und dem des geliebten Weien
sah, begriff. Und die Schönheit des Traumes, der
vielleicht zu schön war, um jemals verwirklicht zu
werden, wurde in überschwelligen Ausdrücken, mit
idealer Begeisterung beschrieben.

Der Advokat schüttelte den Kopf. Frau Luise
hörte, ihre Arbeit im Schoße haltend, diese Sprache
wie verzückt an.

Es kam dann die Verzweiflung. Die Menschen
waren grauam, das Schicksal unbarmherzig.
O welches Glück, in dem schrecklichen, verzweifelten
Kampfe das Weien, das man liebt, um sich, neben
sich zu fühlen! Eine liebe Hand, die sich auf die
brennende Stirn legt, zwei Augen, die in ihren
Tränen den eigenen Schmerz zurückstrahlen!

Schließlich erzählte der junge Mann, wie er eines
Tages die Stadt verlassen hatte und auf den Gipfel
eines Berges gestiegen war, um den Anblick der
Menschen zu meiden, um Einsamkeit und Frieden
zu finden. Und die Dunkelheit hatte ihn überfallen
und er hatte auf jenem einsamen Gipfel die ganze
Nacht verbracht. Hatte dem Himmel und den
Sternen seinen unmaßbaren Schmerz, die Qual
seines armen, gemarterten Herzens geflagt. Und
er hatte die geheimnisvollen Kräfte des Weltalls
angerufen und gewünscht, daß die Welt da unten
wie ein böser Traum verschwände, in unburch-
sichtige Dämpfe gehüllt, zerflöhe, während dort oben,
auf jenem Gipfel, er und „sie“ ganz allein von himm-
lichen Tönen und Wohlgerüchen unter dem blauen
Himmel leben würden.

Der Brief war zu Ende und der Advokat kleidete
seinen Eindruck in folgende kurze Worte: „Aber dieser
Herr ist verrückt, meine Liebe!“

Dann fügte er hinzu: „Und ich sollte Deine Hand
einem solchen Menschen gewähren? Nicht einmal
im Traume!“

„Da“, sagte Orietta, indem sie sich ihrem Vater
näherte und ihm den Brief reichte.

Er nahm ihn. Da ihm aber die Dunkelheit nicht
erlaubte, ihn zu lesen, drehte er an der Mauer

einen Sohn auf und eine elektrische Lampe flammte
auf dem Tische auf. Er überflog einige Zeilen,
schaute Orietta an, fuhr sich mit der Hand über
die Stirn und schaute wieder auf den Brief. Was
war das?

Die Buchstaben waren verblaßt, das Papier ver-
gilbt. Es war ein Brief, der gewiß viele Jahre alt
war. Er eilte zur letzten Zeile, schaute die Unter-
schrift an, las: Enrico Florenzi. Sein Name!
Seiner Brief war von ihm!

Er fuhr sich wieder mit der Hand über die Stirn,
schloß die Augen und fragte dann mit zitternder
Stimme:

„Wo hast Du diesen Brief gefunden?“

„In einem Buche der armen Mutter“, antwortete
Orietta, indem sie lieblos eine Hand auf seine
Schulter legte. Dann fügte sie hinzu:

„Siehst Du, auch Du warst ein Dichter ...“

Er begann jene Zeilen zu durchfliegen, seine ehe-
malige Schrift zu betrachten, irgend einen Satz,
irgend ein Wort zu lesen. ... Wieviel Erinner-
ungen! ... Und plötzlich verpörrte er einen unge-
wöhnlichen Meiz unter der Stirn und seine Augen
wurden feucht.

Orietta bemerkte diese Anwendung von Tränen.
Sie schlang einen Arm um seinen Hals und fragte:

„Dab ich Dir wehe getan, armer Vater?“

„Nein, Liebe ...“

Sie schauten sich in die Augen, die aus so ver-
schiedenen Ursachen unter Tränen lädelten. Dann
sagte der Vater, als ob er einer stummen Bitte seiner
Tochter folgte:

„Geh, Orietta ... ich werde nachdenken. Nun
lasset mich allein.“

„Danke, Vater“, sagte sie, indem sie ihn freudig
auf die Stirn küßte, „danke!“

Sie entfernte sich schluchzend, glücklich, gefolgt von
der Tante, deren Tränen auf ihre Backen arbeiteten.
Er allein war, las der Advokat noch einmal
seinen Brief, dann verließte die Lampe.

Und in der Dunkelheit, in der Einsamkeit, durch-
lebte er noch einmal längst vergangene Zeiten, seine

große und einzige Liebe, dann sein — leider! so
kurzes Glück!

So blieb er lange, mit dem Kopf zwischen den
Händen, und Tränen entrollten seinen Augen.

In einer Ecke neben dem Fenster lädelte ein
weißes Gesicht. Es war der kleine Advokat Amor.

* Das 50jährige Jubiläum der kenderischen Er- ziehungs- und Waisenanstalt in Schwarzach.

Die Erziehungs- und Waisenanstalt des Herrn
Prälaten Vender in Schwarzach beging dieser Tage
ihre 50jährige Jubiläum. Aus diesem Anlaß hat
Pfarrer Göring der Anstalt eine kleine Festschrift
gewidmet, der wir folgendes entnehmen:

Schwarzach ist eine von alters her berühmte
Stätte religiöser Kultur.

Ueber tausend Jahre wirkten dort die Söhne des
hl. Benediktus im Geiste ihres Stifters legensreich
für die nahe und ferne Umgebung des Klosters.
Ueber den Ursprung desselben erzählt der Chronist
folgendes:

„Am das Jahr 845 ist das Kloster Schwarzach
St. Benediktordens über Rhein verändert worden,
dieweilen es durch Grafen Rutelinum und andere
Benachbarte verbrandt wurde. Es war zuvor das
Kloster im Jahre 724 durch Rulfardum Grafen von
Zähringen und Elsch und von seiner Frauen
Irmentrud in einem kläcker Dorf gebaut und hatte
den Namen Arnulfounga.“

Wie anderwärts, machte auch hier der Reichs-
deputationshauptausschuß vom Jahre 1803 dem
Klosterleben ein Ende. Die großartige, im roma-
nischen Stil erbaute Abteikirche wurde von der
Staatsbehörde der Pargemeinde Schwarzach als
Pfarrkirche überwiesen, die Klostergebäude dagegen
versteigert. Der größte Teil derselben wurde im
Laufe der Zeit abgebrochen, der andere Teil ist
heute noch in Privatbesitz zu profanem Gebrauch.

Nach Gottes weiser Vorsehung sollte nach etwas
über einem halben Jahrhundert in einem der ehe-
maligen klosterlichen Gebäude wieder neues geistiges
Leben und Wirken zur Blüte kommen und schöne

